

Nr. 104. Bromberg, den 7. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von **Hans-Joachim Flechtner.**

(15. Fortsetzung.) -----

Und dann kam schnell der Entschluß:

„Ich will Ihnen helfen, soweit ich kann", sagte sie in eine plötzliche Pause. „Mein Bild sollen Sie bekommen. Wann und wo ich selbst wiederkommen kann, werden Sie noch erfahren. Jetzt kann ich darüber noch nicht entscheiden."

Er war ihr zu Füßen gestürzt und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Sie ließ sie ihm für Augenblicke, dann stand sie auf.

„Ich muß jetzt gehen", sagte sie rauh. „Leben Sie wohl — und schonen Sie sich, damit Sie auch durchhalten."

„Schonen?" Er lachte auf. „Nein, das ist jetzt nicht nötig." Und nochmal ergriff er ihren Arm und küßte die Hand — immer wieder in heißer, brennender Sehnsucht.

Dann stand sie aufatmend auf der lärmdurchtobten Straße und sah noch einmal an der grauen Hauswand hinauf. Langsam ging sie heim, ihre Gedanken kreisten um den Künstler, um Kurt — und in schließlicher Wendung auch um Werner.

Sie erschrak dabei. Irgend etwas war in ihr, für das sie keinen Ausdruck fand. — Sie nahm einen Wagen und fuhr wieder zum Institut, als könnte sie in Werners Nähe das Drohende verlieren. Aber Doktor Breuning war noch nicht aus Dahlem zurückgekehrt.

*

Nach langem, kühlem Frühling war es wieder Sommer geworden. Nach den wilden Wochen aufregender Erlebnisse war für Inge Ruhe eingetreten, Ruhe im Leben und auch Ruhe in der Arbeit. Sie hatte sich etwas Ferien gegönnt, und da auch Werner nach Beendigung seiner großen Arbeiten einige Tage Urlaub genommen hatte, durchstreiften sie gemeinsam die Umgebung Berlins.

Inge, die die Mark von ihrem ersten Semester her genauer kannte, führte Werner mitunter zu jenen Orten, an denen sie damals mit Kurt gesessen hatte. Sie wunderte sich manchmal selbst, weshalb sie sich nicht von dieser Zeit frei machen könnte, und dann überstürzten sie wieder die vorwurfsvollen Gedanken.

Was war aus Kurt geworden? Sie hatte keine Nachricht über ihn bekommen. Immer wieder hatte sie sich vorgenommen, einmal selbst nachzusehen — aber eine innere Scheu hatte sie zurückgehalten.

Werner war in diesen Tagen sehr froh gestimmt und umgab seine Braut mit aller Liebe und Zärtlichkeit. Sie schwärmten oft von der Zukunft, malten sich ihr künftiges Leben aus und sprachen von weiten Urlaubsreisen. Alles Schöne der Welt stand zu ihrer Verfügung; sie phantasierten wie Kinder von den Herrlichkeiten des Weihnachtsfestes schwärmen.

An einem klaren Frühsommertage waren sie nach Potsdam gefahren und wanderten schweigend nebeneinander durch den Park von Sanssouci. Menschenleere ringsum, an diesem Werktag vormittag hatte niemand Zeit zu solchen Ausflügen, und die wenigen Fremden verloren sich in der Weite des Parks.

Sie hatten eine kleine Bank gefunden, ganz abseits von dem großen Verkehrswege, saßen dort und träumten in das lichte Grün. Werner hatte ihre Hand ergriffen und streichelte sie zärtlich. Inge lehnte weit zurück und gab sich ganz der wundervollen Stille hin, blickte mit weit offenen Augen in das sonnendurchflimmerte Grün der Bäume.

Und dann begann Werner wieder von der Zukunft zu schwärmen. Seine Professur war so gut wie gesichert, neulich noch hatte Professor Werbing davon gesprochen. Und er sprach auf Inge ein, nicht durch ihr Zaudern den Termin der Hochzeit hinauszuschieben. Das hatte doch alles keinen Sinn. Später, wenn sie erst verheiratet war, würde sie ja doch mit keinem Gedanken mehr an diese Arbeit zurückdenken. Dieses Studieren überhaupt! Wozu wollte sie denn noch studieren, da sie doch seine Frau wurde?

Inge sah ihn erstaunt an.

„Ich sehe nicht ein, warum ich meine Studien nicht abschließen soll. Wenn ich wahrscheinlich auch als verheiratete Frau nicht gerade einen Beruf ergreifen werde, so werde ich mich doch zumindest theoretisch mit den Problemen meines ehemaligen Arbeitsgebietes weiter beschäftigen. Sonst wäre ja das ganze Studium sinnlos gewesen."

„Das meine ich ja", rief er eifrig, „das hat auch keinen Sinn. Zu diesen häßlichen Arbeiten kommst du doch nicht mehr. Du hast ja auch keine Verwendungsmöglichkeit für die so erworbenen Kenntnisse. Laß es doch gut sein! Wir heiraten im nächsten Monat, bitte, sag' Ja."

„Du verstehst mich nicht, Werner. Wie denkst du dir eigentlich das Dasein, das ich später als deine Frau führen soll? Soll ich von morgens bis abends in der Wirtschaft schaffen, abwaschen, aufwischen und was weiß ich noch?"

„Nein, natürlich nicht. Dazu bist du mir viel zu schade. Wir werden uns ein Mädchen halten, du brauchst gar nichts zu tun."

„Gar nichts tun! Also den ganzen Tag Romane lesen, ein bißchen spazieren gehen, nachmittags im Kaffeekränzchen oder vielleicht im Café sitzen, und abends meinem guten Werner die Hausschuhe und die Zeitung bringen? Nein, mein Junge, daraus wird nichts. Ich bin ein selbständiger Mensch, das darfst du nicht vergessen. Ich lebe nicht nur für dich, sondern habe auch ein klein wenig eigenes Leben und eigene Wünsche und Ziele."

„Wie du das gleich wieder darstellst", widersprach er. „Ich will nichts weiter, als dich ein wenig verwöhnen. Du sollst alles so schön wie möglich haben. Ich möchte dich in alle Herrlichkeiten der Welt hüllen und dir allen Schmutz und alle Not fernhalten."

Sie nahm seine Hand.

„Das ist alles sehr lieb und gut, mein liebster Junge, aber es ist und bleibt schließlich nur ein Glück, wie du es dir für deine Frau vorstellst. Daß du bei all deiner Liebe und Zartheit nicht auf den Gedanken kommst, mich zu fragen, was ich mir als Glück einer Frau wünsche. Daß du gar nicht den Versuch machst, mich aus meinem innersten

Wesen heraus zu verstehen. Merkst du nicht, daß deine Liebe mich ergreift wie ein Beutestück? Stell mich doch gleich in die Vitrine als schönes Stück zwischen Gläser und Pozellan. Nein, und nochmals nein, Werner, das geht nicht. Über die künftige Gestaltung meines Daseins muß ich schon selbst bestimmen."

Er stand erregt auf.

„Wir wollen weitergehen", sagte er, „ich kann nicht mehr stillsitzen. Das wirbelt mir alles im Kopf herum. Ich verstehe dich wirklich nicht, ich will doch nur dein Bestes."

„Nein", rief sie. „Du willst dein Bestes! Das ist es ja eben, und es bleibt mir unbegreiflich, daß ein so kluger Mensch wie du das nicht einsehen kann. Du hast eine Vorstellung von uns Frauen, als wärst du ein orientalischer Großwesir, der seinen Harem hat. Das Bild, das du mir machst, stellt mich wirklich auf eine Stufe mit einem schönen Gegenstand oder mit einem treuen Haustier, an dem man seine Freude hat und mit dem man gern etwas spielt."

Werner schüttelte den Kopf.

„Wir reden umeinander herum", sagte er traurig. „Wie denkst du dir also deine Weiterarbeit?"

„Zuerst werde ich, auch nach dem Examen und nach unserer Hochzeit wissenschaftlich weiterarbeiten. Möglicherweise versuche ich, mich um eine Dozentenstelle zu bewerben oder gar in der Praxis — — —"

„Halt, halt!" rief Werner. „Das geht denn doch zu weit. Dann kann ich ja gleich einen Blaustrumpf heiraten. Willst du vielleicht Frauenrechtlerin oder Abgeordnete werden?" Und als sie Einwände erheben wollte, winkte er schroff ab. „Schluß! Schluß damit! Ich will nichts mehr hören!"

„Ob du etwas hören willst oder nicht, mein Junge, das ist mir gleichgültig. Mäßige bitte deinen Ton etwas. Ich verzichte für heute wenigstens, mich weiter mit dir darüber zu unterhalten und fahre jetzt nach Hause. Ich weiß ja nicht, ob es nötig war, mir den langersehnten Tag in Potsdam so zu verderben ... Ich fahre — wenn du noch bleiben willst, bitte ..."

„Ich bleibe noch", sagte er kurz.

„Schön, dann auf Wiedersehen", Inge streckte ihm kurz die Hand hin. Er ergriff sie leicht und sah sie dabei an. Und unter diesem Blick schmolz ihr Ärger.

„Du Kindskopf", sagte sie leise und strich über sein Haar. „Du großer, dummer Junge. Immer gleich aufbrausen. Komm, sei vernünftig, wir gehen zusammen zurück, essen noch schön zu Mittag und fahren dann nach Hause."

Versöhnt legte er den Arm um sie und führte sie, und sie schmiegte sich an ihn.

Bei Tisch aber brachte Werner, dem das Thema keine Ruhe ließ, die Rede trotz ihrer Bitten wieder auf die Streitfrage, und wieder erhitzten sie sich bis zu ernsthafter Erzürnung, so daß schließlich Inge doch noch allein nach Hause fuhr. Unterwegs kam ihr zum erstenmal der Gedanke, daß hier vielleicht eine undurchdringliche Wand war, daß an diesem Widerstand noch einmal alles zwischen ihnen zerbrechen könnte.

Dann aber tat es ihr leid, daß sie so schroff auseinandergegangen waren. Warum mußte Werner auch gleich so heftig werden! Schließlich hatten sie eben beide viel Temperament — sie würden sich damit abfinden müssen. Aber sie sah doch mit Sorgen in die Zukunft. Bei all ihrer Liebe zu Werner, das wußte sie genau, unterducken würde sie sich nicht. Sie würde nicht ihr Leben für seine Idee, für dieses orientalische Frauenideal, opfern. Sie war selbst Mensch und wollte es bleiben, was auch geschehen mochte.

Und ihr Geist, gewohnt den Dingen denkend und kritisch nachzugehen, begann nach den tieferen Ursachen ihrer erregten Ablehnung zu forschen. Wer liebt — so schloß sie — der wird nicht zaudern, alles aufzugeben um des anderen willen. Ich kann das aber nicht — notwendiger Schluß: ich liebe nicht.

Mit ungeheurer Willenskraft zwang sie die Zweifel aus ihrem Bewußtsein, füllte sich an mit ihrem Gefühl für Werner — aber gerade das Bewußte dieses Sichzwingens verhinderte den Erfolg. Die Frage ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Liebe ich oder liebe ich nicht?

Sie stellte sich Werner mit aller Intensität vor, bemühte sich, sein Gesicht klar und deutlich vor sich zu sehen, um sich ganz ihren Gefühlen hingeben zu können. Aber sie sah ihn nur, wie er bei Tisch auf sie einsprach, erregt und verzerrt durch den Ärger.

Sie war zu Hause angekommen, hatte sich, ohne den Hut abzulegen, in ihren Sessel fallen lassen und träumte vor sich hin. Träumen nannte sie es selbst — doch wie weit war es vom wirklichen Träumen entfernt! Wie ein Film zogen ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre Leistungen und Fehlschläge in solchen Augenblicken an ihr vorbei, und sie saß kritisierend gleichsam davor.

In ihr war eine große Traurigkeit. Sie konnte es nicht mehr verhehlen: Irgend etwas war heute zerbrochen, ein Riß war in ihrem Leben, und es erschreckte sie, daß sie diesen Riß nicht viel schmerzhafter spürte. Auch hier war es wohl wieder die verwünschte Sachlichkeit — sie stand schon wieder über ihrem Erleben. — —

Am nächsten Tage wartete sie vergeblich auf eine Nachricht von Werner. Sie ging wie jeden Abend zu ihrem gewohnten Treffpunkt, aber sie wartete fast eine halbe Stunde, ohne daß er kam.

Da fühlte sie ihren Trotz erstarken. Mit einer heftigen Bewegung wandte sie sich und ging mit schnellen Schritten nach Hause. Jetzt, in ihrem Ärger, vermochte sie mit Leichtigkeit die störenden Nebengedanken fernzuhalten.

Das übertraf denn doch das Maß des Erlaubten bei weitem. Einfach nicht zu kommen, noch den Gekränkten zu spielen nach dem gestrigen Benehmen! Sie warf den Kopf in den Nacken. Nein, da sollte er sich verrechnet haben. Und sie wandte ihre Gedanken der Arbeit zu.

Am nächsten Morgen rief sie bei Justizrat Lammers an, und sie hatte Glück. Der Justizrat hatte gerade etwas Zeit und bat sie zu sich. Eine halbe Stunde später saß sie dem alten Herrn gegenüber und berichtete ihm von der Szene auf dem Flur in den Görbler-Werken. Sie hat vor allem auf dem Flur in den Görbler-Werken. Sie bat vor allem um Bescheid, wie es Kurt jetzt gehe und was er mache. Sie quäle sich mit fürchterlichsten Vorwürfen, daß sie im Grunde das Ganze verschuldet habe.

„Kurt lebt augenblicklich eigentlich gar nicht", sagte der Justizrat traurig. „Er sitzt Tag für Tag auf seinem Zimmer, blättert manchmal in irgendwelchen Romanen, beginnt dies und das — und wirft alles nach wenigen Augenblicken wieder fort. Noch reichen ja die paar Ersparnisse, die er sich, wohl oder übel, zurücklegen mußte, weil er einfach nicht dazu kam, sein ganzes Gehalt auszugeben. Aber wenn die aufgebraucht sind?" Er zuckte die Achseln. „Was dann kommt, kann niemand sagen. Hoffentlich wird alles noch einmal wieder gut. Es gäbe schon ein Mittel, glaube ich, aber ..."

Inge sah ihn groß an.

„Und das wäre?" fragte sie.

Der Justizrat lächelte müde. „Sie wissen es ja selbst, liebes Fräulein Landolt. Wissen es am allerbesten. Durch Sie bin ich ja erst darauf gekommen."

Inge sah nachdenklich vor sich hin, aber sie bot dem forschenden Blick keinen Anhalt, wie seine Erklärung auf sie wirkte. Endlich stand sie auf und verabschiedete sich dankend.

(Fortsetzung folgt)

Die Toten rächen sich.

Skizze von **Bodo M. Vogel**-Paris.

Die Toten rächen jede Ungerechtigkeit. Gibt es eine unbekannte, geheimnisvolle Welt? Scheinbar leblose Gegenstände führen Glück, andere Unglück herbei. Ist das wahr? Gibt es solche Dinge? Ignoramus ...

Gräfin Wojkowska kam nach dem Tode ihres Gatten nach Paris. Der Graf, mit dem sie kaum ein Jahr in glücklicher Ehe verbrachte, starb plötzlich auf der Jagd, von einer verirrten Kugel getroffen. In seiner Tasche fand man an einer Platinkette ein kleines Amethystmedaillon. Das hatte schon seine Geschichte. Es war, wie man sagte, ein unglückbringendes Juwel, und jeder, der es berührte, küßte den Tod. Nur die Gräfin trug es ohne Gefahr.

Einmal bat der Graf sie, ihm das Medaillon zu schenken.

„Wo denkst du hin?" sagte die Gräfin. „Dieses unscheinbare Schmuckstück stürzt jeden ins Unglück, der es berührt . . ."

Graf Wojkowska lachte. Er glaubte nicht an solche Dinge. „Leblose Gegenstände", sagte er, „haben keinen Einfluß auf das Menschengeschick!" Und eines Tages gelang es ihm, das kleine Amethystmedaillon, das seine schöne Frau auf dem Waschtisch hatte liegen lassen, sich anzueignen. Der Graf verbarg es in einer inneren Tasche. Und kurz darauf traf ihn auf der Jagd eine Kugel . . .

Die Gräfin Wojkowska fand liebevolle Aufnahme in Paris. Sie war schön, reich und eine junge Witwe. Sie erschien auf allen Gesellschaftsabenden ,und es gab deren viele in dieser Zeit des Kaiserreichs Napoleons des Ersten. Es fehlte der Gräfin nicht an galanten Rittern. Der Herzog von Enghien wurde zu ihrem Schatten. Sie bildeten auch ein schönes Paar. Er war schlank, elegant, wohlhabend, geistreich, von athletischer Gestalt; sie anmutig, klug, schön, wie eine Tanne in die Höhe schießend. An einem Abend sagte der Herzog: „Comtesse, geben Sie mir dieses kleine Amethystmedaillon, das Sie an Ihrem Halse tragen!"

Der Gräfin erstarb das Lächeln auf dem Munde. „Lieber Freund", erwiderte sie ernst, „leider muß ich Ihren Wunsch abschlagen. Zürnen Sie mir nicht! Es gibt Gegenstände, die Unglück bringen. Und dieses Medaillon bringt Unglück."

Der Herzog lachte. „Gräfin belieben zu scherzen! Ich glaube an solchen Unsinn nicht. Geben Sie mir bitte das Medaillon als Andenken . . ."

„Nein!" erwiderte die Comtesse entschlossen. Einige Tage darauf aber gelang es dem Herzog doch, das kleine Medaillon unbemerkt in seine Tasche zu stecken. Er glaubte nicht, daß es Dinge gibt, die Unglück bringen.

Der Herzog von Enghien schlief friedlich in seinem Zimmer. Plötzlich erwachte er. Kräftige Männerstimmen drangen herein. Sein Kammerdiener stürzte in das Schlafgemach und rief mit angstbebender Stimme: „Durchlaucht, fliehen Sie, fliehen Sie rasch! Militär steht im Hofe und fordert Einlaß! Ich weiß einen geheimen Gang, Durchlaucht können auf diesem Wege leicht den Palast verlassen . . ."

„Öffne das Tor und laß die Soldaten eintreten!" befahl der Herzog und begann sich anzukleiden.

Kurz darauf standen die Männer vor der Tür. Es klopfte, und drei Offiziere der kaiserlichen Garde traten ein. „Durchlaucht", begann der Älteste von ihnen und sah verlegen auf den Boden, „Sie . . . sind . . . verhaftet. Folgen Sie mir!"

Der Herzog fuhr auf. „Wer hat diesen Befehl erteilt?" fragte er.

„Seine Majestät der Kaiser selbst", lautete die Antwort.

Der Herzog nahm Mantel und Hut und ging voraus. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Hauptmann." Unten standen die Pferde. Offiziere und Soldaten schwangen sich in den Sattel. Der Herzog nahm in einem Wagen Platz und bald waren sie alle in der dunklen Nacht verschwunden.

Endlich hielt der Wagen. Der Herzog von Enghien stieg aus. Sechs Soldaten sprangen von den Pferden und luden ihre Gewehre. „Was soll das bedeuten?" fragte der Herzog den befehlenden Offizier.

„Durchlaucht", sagte dieser, „Sie werden . . . erschossen . . ."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers."

„Ich verstehe . . . Kann ich, Herr Hauptmann, eine letzte Bitte an Sie richten?"

„Stehe zu Diensten, Durchlaucht!"

Der Herzog von Enghien holte ein kleines Amethystmedaillon aus der Tasche, nahm ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen im Scheine einer Laterne, faltete den Brief zusammen, reichte ihn dem Offizier und sagte leise: „Übergeben Sie das Schreiben und dies Schmuckstück der Gräfin Wojkowska . . ."

„Sie wird es heute noch erhalten."

„Danke!" Der Herzog machte einige Schritte, stellte sich vor die Soldaten, die schußbereit dastanden, warf seinen Hut von sich und kommandierte: „Feuer!"

Sechs Schüsse krachten, die hohe Gestalt des Herzogs sank zu Boden. Blutrot kroch die Sonne über dem Gehölz von Vincennes empor . . .

Die Truppen Napoleons marschierten gegen Rußland. Sie standen gerade vor Warschau. Die Polen feierten mit großer Aufmachung den Kaiser der Franzosen. Die hohe Aristokratie veranstaltete zu seinen Ehren glänzende Feste. Auch die Gräfin Wojkowska gab einen Empfang. Und der Kaiser kam. Er liebte die Festlichkeiten. Viele tausend Kerzen brannten in den Sälen des gräflichen Palastes, der hoch über der weiten Ebene thronte. Die Gräfin verneigte sich tief vor dem kleinen Herrscher. Aber ein ironisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie trug als einzigen Schmuck an einer Platinkette ein kleines Amethystmedaillon. Die Säle waren überfüllt, die Zigeuner spielten wilde Lieder, und man trank auf das Gelingen des kommenden Feldzuges. Der Kaiser geruhte, mit der Gastgeberin zu plaudern. Er sagte: „Eigentümlich, Gräfin! Die Damen der Aristokratie sind mit Juwelen beladen, während Comtesse keinen Schmuck trägt. Allerdings sind Sie, Gräfin, auch ohne Schmuck reizend." Die Gräfin Wojkowska dankte für das Kompliment. „Und", fuhr Napoleon fort, „dieses kleine Medaillon ist wohl ein Glückbringer oder irgend ein liebes Andenken? Darf ich wissen, wer es vor Ihnen getragen hat?"

Die Gräfin Wojkowska erhob stolz ihr Haupt — sie überragte Napoleon und sagte ironisch: „Wollen Sie es wissen, Sire? Ja? Nun, der . . . Herzog von Enghien!"

Der Kaiser wich mit bleichem Antlitz zurück. Der Hieb saß gut und traf an richtiger Stelle. Er wurde förmlich, wandte sich an die Gräfin und sagte: „Geben Sie mir, Comtesse, dieses Medaillon!"

Die Gräfin erhob abwehrend die Hand. „Nein, Sire, unmöglich! Das Medaillon bringt Unglück . . ."

Sie kam nicht weiter. Napoleon trat auf sie zu, riß das Medaillon von ihrem Halse, betrachtete es verächtlich, warf es auf den Tisch und zischte: „Verzeihen Sie, Gräfin, aber ich glaube an solche Märchen nicht!"

„Sire", erwiderte die Gräfin ruhig, „Sie haben das Medaillon berührt, das der Herzog von Enghien in seiner Todesnacht trug. Es gibt leblose Gegenstände, die Unglück bringen. Auch dieses Medaillon stürzt jeden, der es berührt, ins Unheil. Sire werden den Feldzug verlieren und Hunderttausende von Soldatenleichen die russische Ebene bedecken, Ihr Stern wird erblassen, das Glück von Ihnen weichen . . . Die Toten rächen sich!"

Napoleon verließ ohne Abschied den Saal. Eine Stunde später riefen die Trompeten, die Offiziere entfernten sich im Laufschritt aus dem Palaste, die Truppen zogen aus der Stadt, die Kerzen wurden ausgelöscht, und als der Kaiser beim Abmarsch zurückblickte, lag hinter ihm finstere Nacht.

Auch vor ihm war finstere Nacht . . .

Mitten im Winter trat Napoleon den Rückzug an. Sein Stern erblaßte. Bald kam Leipzig . . . St. Helena . .

Beschwörung.

Ihr, besungen tausendfach,
Wälder, Felder, Fluß und Bach,
Vogelflug und Faltertanz,
Wolke, Wind und Sonnenglanz:

Wieder durch der Sinne Tor
zieht herein im Jubelchor,
daß ihr ewig neu erlebt,
immer höher euch erhebt

bis zu jenem Zauberkreis,
wo die Seele nicht mehr weiß,
ob das Glück der Erde singt
oder ob der Himmel klingt!

Kurt Erich Meurer.

Die Lebensdauer unserer Singvögel.

Von *Wilhelm Hochgreve.*

Die Vogelberingung und die von ihrer Auswirkung erwarteten Ergebnisse für das ornithologische Wissen sind noch zu jung, bezw. zu dürftig, als daß wir durch sie Aufschluß über die Lebensdauer unserer Singvögel erhalten können. Nach dem mit dem Jahre 1925 abschließenden Berichte der Vogelwarte Helgoland sind von einer großen Zahl beringter kleinerer Vogelarten keine Rückmeldungen eingegangen. Von allen mit Ringen dieser Warte gezeichneten Vögeln wurden noch nicht 900 zurückgemeldet. Auch die Rossittener Zahlen lauten für die Wissenschaft fast ebenso unzulänglich. Das eingegangene Zahlenmaterial verliert obendrein noch dadurch an Wert, daß es sich bei den Meldungen meist um von Jägern und Fängern getötete Vögel handelt oder um verunglückte, die gefunden wurden, die also noch nicht am natürlichen Ende ihres Lebens angelangt waren. Wir können aus dem Material aber einige, wenn auch nur wenige Meldungen herausgreifen, die als Altersangaben wertvoll sind und bei manchen Vögeln ein höheres Alter feststellen, als bisher angenommen wurde. So trug eine Flußseeschwalbe ihren Ring 10 Jahre und 11 Monate, also fast 11 Jahre. Eine Lachmöve, die am 4. Juli 1912 beringt wurde, fand man Ende August 1925 verendet auf. Sie trug ihren Ring also 13 Jahre. Über gefangen gehaltene Vögel haben wir weit bessere Altersangaben. Zu berücksichtigen bleibt hierbei, daß den Vögeln im Käfige viele ihrer Lebensbedingungen fehlen, daß ihnen aber auch weniger Gefahren durch Raubzeug und Witterung drohen. Dieser Ausgleich läßt immerhin annehmen, daß wir vom Alter gefangener Vögel, sofern sie ordentlich und naturgemäß gehalten werden, ungefähr auf das der frei lebenden schließen dürfen. Schwarzplättchen und Nachtigallen wurden im Käfige bei guter Pflege 13 bis 16 Jahre alt. Andere verwandte Weichfresser werden als Käfigvögel selten so alt. Körnerfresser können es im Käfige auf 10 bis 15 Jahre bringen. Ein Kreuzschnabel, den ich hielt und wohl als schon dreijährigen Vogel gekauft hatte, wurde 10 Jahre alt, obwohl er 5 Jahre lang im Unterschnabel infolge einer Knochenfäule nur noch zwei lose Stumpfe hatte. Ein Rotkehlchen lebte 6 Jahre in Gefangenschaft. Es hatte sich in einem strengen Winter durchs offene Fenster in die warme Stube und zu den Menschen geflüchtet und wäre sicher zu Grunde gegangen, wenn es diese Hilfe nicht gefunden hätte. Neben Winterstrenge und Unwetter (Meisen vermögen nicht länger als 18 Stunden zu hungern, Schwalben sind bei Dauerregen leicht verloren) ist die Kultur, die der Vogelwelt oft neue Lebensbedingungen vermittelt, die Hauptfeindin unserer Kleinvogelwelt. Zur Zugzeit der Vögel liefert sie wahre Massenmorde durch elektrische Leitungsdrähte jeglicher Art und durch Leuchttürme. Ferner richtet die Insektenvergiftung (Nonne) unter den zarten Geschöpfen, die mit den Insekten das auch für sie schädliche Gift aufnehmen, Verheerungen an. Wald-, Wasser- und Moor-Verbesserungen, Heckenvernichtung sind „Kultur"-Erscheinungen, die ebenfalls die Lebensbedingungen schmälern und zum Teil sogar restlos rauben. Verstärkter Vogelschutz nach den Erfindungen und Erfahrungen bewährter Vogelheger, wie v. Berlepsch auf Burg Seebach und des Amtmanns Behr in Steckby im Anhaltischen, könnte einen Ausgleich erwirken. Vielleicht wird in einigen Jahren aus dem Ergebnis der Vogelberingungen zu ersehen sein, daß selbst die Kleinen unter den gefiederten Bewohnern unserer Wälder und Felder auch in der Freiheit ein angemessenes Alter erreichen, ein Ergebnis, an dessen Erzielung sachgemäße Vogelhege ihren bedeutenden Anteil hat.



Bunte Chronik



* **Wenn der Ofen raucht ...** Der bekannte englische Minister Disraeli, der u. a. durch seine Teilnahme an dem von Bismarck geleiteten Berliner Kongreß in Deutschland bekannt wurde, bemerkte eines Tages zu seiner Überraschung einen seiner Pächter, der im Straßengraben sitzend sein Mittagsmahl zu sich nahm. Nun lag das Wohnhaus des Biederen ganz in der Nähe. Der Minister fragte ihn daher: „Aber ich bitte Sie, warum essen Sie nicht daheim?" Der Gefragte kratzte sich verlegen hinter den Ohren: „Mylord, unser Ofen raucht in letzter Zeit sehr stark und ..." Der Minister ließ den Mann nicht ausreden. „Aber warum haben Sie das nicht schon eher gesagt?" Sprach's und wandte sich beschwingten Schrittes dem Wohnhause des Pächters zu, öffnete die Tür und — da sauste ihm auch schon ein Kochlöffel unsanft an den Kopf. „Scher dich zum Teufel, du alter Lump!" keifte eine Frauenstimme aus dem Hintergrunde. Schnell warf der also unfreundlich Empfangene die Tür wieder zu und wandte sich dann an den schreckensbleich neben ihm stehenden Pächter: „Trösten Sie sich, Verehrter, bei mir zu Hause raucht der Ofen auch zuweilen."

* **Die Landmesser im Flugzeug.** Eine der größten und schwierigsten kartographischen Aufnahmen, die jemals zur Durchführung gelangt sind, ist unlängst in Angriff genommen worden. Es handelt sich um denjenigen Teil Rhodesias, welcher das Zambesi-Becken umfaßt, ein Gelände-Komplex von nicht weniger als 63 000 Quadratmeilen — (englisch). Angesichts der überaus großen Geländeschwierigkeiten, die sich dieser Arbeit in den Weg stellen, hat sich die Regierung dazu entschlossen, die gesamte Aufnahme durch Flugzeuge vornehmen zu lassen, und nur eine Anzahl von Stationen als Anhalts- und Orientierungspunkte für die Flugzeuge festzulegen. Als Zentrum des gesamten Aufnahmeapparates ist Brocken-Hill in Aussicht genommen, mit dem die anderen Stationen in radiotelegraphischer Verbindung sind. Für die Aufnahme sind drei Flugzeuge mit einem Stabe von Landmessern, Photographen, Assistenten vorgesehen, die länger als ein Jahr werden arbeiten müssen, bevor sie die ihnen zuerteilte umfangreiche Arbeit beenden können.

* **Feinschmecker in der Weltgeschichte.** Der berühmte Schauspieler und „Anstandslehrer" Napoleons, Talma, soll einmal gesagt haben: Ein geistreicher Esser muß stets mit drei Austern zu gleicher Zeit beschäftigt sein: die eine muß er in der Hand, die zweite im Munde und die dritte im Auge haben ..." Damit sollte wohl gesagt sein, daß der wahre Feinschmecker nicht nur imstande ist, große Quantitäten zu verspeisen, sondern, daß er mit nicht geringerer Intensität sein ästhetisches Empfinden und seine Phantasie in den Dienst seiner Kunst stellen muß. Allerdings finden sich in der Geschichte der Menschheit auch Fälle von Feinschmeckerei, deren eigentlicher Entstehungsgrund nichts weniger als „geistreich" genannt werden kann. So hatte der römische Konsul Herodes Atticus einen Sohn, der nicht imstande war, die Buchstaben des Alphabets zu behalten. Bis der Vater, der sich der Talentlosigkeit seines Sohnes sehr zu Herzen nahm, auf den Einfall kam, diese Krankheit des Gedächtnisses auf dem Umweg über — den Magen — zu heilen. Er ließ vierundzwanzig Mundköche aufmarschieren, von denen jeder einen Buchstaben des Alphabets auf den Bauch gemalt hatte. Durch das fortwährende Anschauen und wiederholte Rufen der 24 Köche, die nur auf den Ruf ihres Buchstabens hören durften, soll nun der junge Mann es so weit gebracht haben, daß er bereits mit 16 Jahren das Alphabet beherrschte und — ein Fresser ersten Ranges ward. Ein anderer Römer, der Feldherr Manlius Curius, war ein leidenschaftlicher Verehrer der Rüben. Als die Sabiner ihn durch Gold bestechen wollten, wies er dies mit Verachtung zurück und bat sich dafür Rüben aus.

Lustige Rundschau



* **Märchen.** Es waren einmal zwei Chauffeure, deren Autos zusammenstießen. Und die Chauffeure erschöpften sich gegenseitig in Entschuldigungen.

* **Kleines Mißverständnis.** „Verehrter Herr! Würden Sie nicht einem „Jungen-Mädchen-Heim" helfen?" — „Aber gewiß! Wo ist sie denn?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.